

Unterhaltungen
aus der
Naturgeschichte
von
Gottlieb Tobias Wilhelm.



Der Säugethiere Zweyter Theil.

Dritte verbesserte Ausgabe.

W i e n,
gedruckt auf Kosten des Herausgebers.
1 8 0 9.

X. Ordnung.

Belluae.

Dünn behaarte Ungeheuer.

Mammut gesehen, das zwar nicht mehr lebte, auch von Menschen und Thieren schon ziemlich zerstückelt war, dennoch aber Haut und Knochen und den vier Zentner schweren Kopf noch ganz hatte. Das Skelet ist neun Fuß hoch und über fünfzehn lang, die ungeheuern Hörner oder Stoßzähne ungerechnet. Noch läßt sich über diese höchst wichtige Entdeckung wenig sagen, weil die Beschreibung auf die wahren Charaktere zu wenig Rücksicht nimmt, nur möchte sich schon aus dem auffallenden Verhältnisse zwischen Länge Höhe schließen lassen, daß hier an keine Elefantenart zu denken sey und daß es sich darin mehr dem Flusspferde nähere.

Tab. XLVIII. XLIX.

Nashorn. Rhinoceros.

Das Aftatische (136). Das Afrikanische (137).

Das Sumatraische (138). Der
Sukotyro (139).

Noch ist es so lange nicht, daß die Naturforscher durchaus nur von Einer Nashornart wissen wollten. Bewies man sie auch auf die unver-

werflichen Zeugen, die in Afrika zweyhörnige geſehen hatten, ſo erklärten ſie dieß für bloße Ausnahmen von der Regel, und ſie erinnerten nicht mit Unrecht an die mannigfaltigen Verſchiedenheiten, die man bey einer und derſelben Thierart, zumahl in der Bildung der Hörner, bemerkt. Allein bey den Fortſchritten, welche die Naturgeſchichte ſeit kurzer Zeit gemacht hat, können ſie nicht länger läugnen, daß es mehr als eine Art Naſhörner gebe, die eine charakteriſtiſche Verſchiedenheit haben, ob gleich das dicke, conische auf der Naſe ſitzende Horn, es ſey nun nur eins, oder es ſeyn mehrere, ſie zu Einer Gattung verbindet.

Das Vaterland des Aſiatiſchen Naſhorns (*R. Unicornis, le Rhinoceros asiatique* 136) erhellet ſchon, aus ſeinem Nahmen. Es iſt nach dem Elephanten, wohl das gewaltigſte Landthier. Im Buche Hiob (39, 9). wollen einige Ausleger unter dem Einhorn das Naſhorn verſtehen, auch haben die älteſten Überſeher das dort gebrauchte Wort durch Naſhorn überſetzt. Auffallend iſt es, daß der Vater der Naturgeſchichte, Ariſtoteles, ſeiner nicht gedenkt, ob gleich es

sehr möglich ist, daß seine Nachrichten vom Nashorn sich in den verloren gegangenen Schriften dieses Mannes befunden haben könnten. In der Höhe, nach dem Verhältniß des übrigen Körpers, findet man zwischen ihm und dem Elephanten einen auffallenden Unterschied. Dieser ist fast so hoch, als er lang ist. Die Höhe des Nashorns hingegen beträgt kaum die Hälfte seiner Länge. Daran sind aber vorzüglich die ungemein kurzen Flüße des Leßtern schuld. Dieses Verhältniß der Länge zur Höhe fand sich auch genau bey dem in Augsburg im Jahre 1748 gesehenen Nashorn, das wir unsern Lesern, nach der von dem berühmten Thierzeichner Ridinger in sehr großem Formatverfertigten Abbildung, in einer kleinen treuen Nachbildung darstellen. Seine Höhe betrug nur sechsthalf, die Länge aber zwölfthalb Schuh.

Des Nashorns Körper ist ein ungeheurer Klumpen von Fleisch und Knochen, der durch die weite faltige Haut noch unsörmlicher wird. Alles verrieth an ihm Trägheit und Dummheit, und selbst körperlich scheint er nur an wenigen Theilen eines äußerlichen Eindrucks fähig zu seyn. Das Einzige, womit er eine gewisse Geschicklichkeit und

Fertigkeit an den Tag legt, ist seine obere Lefze, die wirklich Bewunderung verdient. Er kann sie schnell hin und her bewegen, beträchtlich verlängern und verkürzen, doppelt um einen Stock winden und fast wie der Elephant seinen Küffel gebrauchen. Er reißt damit sein Futter, Gras, stachelige Gewächse u. d. aus und bildet mit Hülsen dieses kleinen Küffels Büschel daraus, weil er für seinen großen Rachen stärkerer Bissen als das ist, was er auf einmahl ausreißt, bedarf. Einige Ähnlichkeit mit dem Schweinskopfe hat der ziemlich kleine Kopf, die Augen sind gleichfalls klein, die Nasenlöcher stehen niedrig. Vier starke, eckige Schneidezähne und 24 Backenzähne, von solcher Schärfe, daß sie das Stroh wie eine Scheere abschneiden, bilden sein Gebiß. Über die Beschaffenheit der Zunge herrscht ein großer Widerspruch. Einige beschreiben sie so sanft, wie Sammet, anzufühlen, andre so rauh und scharf wie eine Feile, so daß sie Menschen und Thieren das Fleisch von den Knochen lecken könnten. Entweder muß man annehmen, daß ein Nashorn gegen einen Naturforscher höflicher, gegen den andern gröber gewesen sey, und bey

jenem die Stacheln der Zunge, wie die Kage ihre Klauen, zurück gezogen, bey diesem heraus gethan habe, oder es ist das eine Eigenheit, die nebst andern das Asiatische Nashorn von den Afrikanischen unterscheidet, sonst ist der Widerspruch schwer zu vereinigen, zumahl da beydes von Männern behauptet wird, die glaubwürdig genug sind. Die Ohren des Nashorns gleichen Schweinsohren und stehen aufgerichtet. Sie sind der einzige Theil seines Leibes, an dem man Haare, oder vielmehr Borsten bemerkt, wenn man noch den Schwanz mit seinem Borstenbüschel am Ende ausnimmt. Sehr kurze, plumpe Säulen tragen die etwas unförmliche Körpermasse. Sie haben drey Zehen mit starken Nägeln. Den ganzen Leib umgibt ein undurchdringlicher Panzer, dem weder die Zähne des Löwen, noch die Krallen des Ligers, weder die beste Damascener Klinge, noch selbst das Bley des Jägers etwas anhaben können. Diese Haut besteht aus einem dicken, braunen, auch schwarzgrauen, an der Brust, am Bauche und in den Falten etwas röthlichen Leder, das wie ein weiter Mantel in großen Falten um den Leib geworfen ist. Besonders weit

und groß sind diese am Halse, auf den Schultern, am Kreuze und an den Beinen. So rauh und spröde sich dieser Anzug des Nashorns, wegen der knotigen Auswüchse, mit denen er über und über besäet ist, anfühlt, so weich ist er hingegen zwischen den Falten. Nur die Einbildungskraft, die überall mehr sieht, als vorhanden ist, sah an ihm Schuppenschilder, Stiefelstulpen, einen Reitsattel und wer weiß was sonst noch. Außer diesem trefflichen Panzer machte der Schöpfer dem Nashorn auch mit dem auf der Nase sitzenden, kegelförmigen Horn ein sehr wichtiges Geschenk. Es hat die Dichtigkeit und Härte eines Knochens, von grauer schwärzlichbrauner auch weißlicher Farbe, krümmt sich etwas nach hinten zu und ist nicht auf dem Schedel, sondern bloß auf der Haut angewachsen. Seine Länge kann von einer halben Elle bis auf zwey Ellen betragen. Die empfindlichsten Theile des Nashorns, Maul, Schnauze und Gesicht, schützt dieses starke Gewehr. Der hungrige Lieger wird daher weit lieber den Elephanten als das Nashorn angreifen, das, den Kopf ausgenommen, überall unverwundbar ist und dessen

Kopf er, ohne Gefahr aufgeschlizt zu werden, nicht fassen kann. Bäume, die dem Nashorn im Wege stehen, Steine, denen es nicht ausweichen mag, räumt es, vermittelst dieses Horns mit unwiderstehlicher Stärke hinweg und schleudert sie verdrießlich hinter sich. So schwerfällig auch das Nashorn ist, so kann es doch mit großer Geschwindigkeit laufen. Ein Pferd wird es nicht leicht einholen und man will versichern, daß es in einem Tage dreyßig Meilen (?) zurücklegen könne. Wer ihm auf dem weiten Wege gefolgt sey, um das so genau anzugeben, wissen wir nicht. Vorn wälzt es sich in Pfützen und Morästen und kann sehr gut schwimmen. überhaupt ist ihm Wasser unumgänglich nöthig, um seine dicke Haut, die leicht trocken, spröde und voller Rizen und Sprünge wird, feucht zu erhalten. Eben darum wohnt es immer in der Nähe von Flüssen und Sümpfen. Am häufigsten findet man dieses Asiatische Nashorn in Bengalen, im Gebiete des ehemahligen Moguls, auf Java u. s. w. Indessen ist diese Thiergattung nirgends häufig. Wirklich wäre es auch ein Unglück für die Menschheit, wenn diese gefräßigen

Thiere so allgemein verbreitet wären, als z. B. die Schafe. Wie würde das nicht anders als auf Kosten der Menschen und anderer nützlichen Geschöpfe Statt finden können! Denn ohne so nützlich zu seyn, wie der Elephant in seiner Heimath ist, wird das Nashorn durch seine Freßlust oft eben so schädlich. Zwar nimmt es mit Disteln und andern stacheligen Pflanzen vorlieb; aber es kommt denn doch nicht selten in Getreide- Zuckerrohr- und Reisfelder, und was es alsdann nicht frißt, das tritt es nieder.

Man hat fälschlich vorgegeben, daß das Nashornweibchen erst von seinem funfzigsten Jahre an trüchtig werde und drey Jahre trage. Allein beydes ist unerweislich. Andere setzen die Tragezeit desselben auf funfzehn Monathe. Allein, wenn es wahr ist, daß der Elephant nur neun Monathe trägt, was neuerdings behauptet wird, so möchte sich schwer begreifen lassen, warum gerade das Nashorn so lange im mütterlichen Leibe verweilen müsse. Auch soll es, wenn das weibliche Nashorn geworfen hat, eine gute Zeit anstehen, bis es wieder trüchtig wird. Im ersten Monathe ist das Junge nicht viel größer, als ein großer

Hund. Nur eine schwache Spur entdeckt man von dem Horn. Man glaubt, das Nashorn wachse so lange, als es lebt und schätzt seine Lebensdauer auf achtzig bis hundert Jahre. Obgleich das Nashorn weder ein fleischfressendes, noch auch von Natur wildes grimmiges Thier ist, so gelang es doch bis jetzt noch nicht, es wie den Elephanten zu zähmen und zu einem nützlichen Gebrauche abzurichten. Hierzu mag der Umstand beygetrogen haben, daß es zuweilen, wie toll wird, so daß man es kaum wieder besänftigen kann. Dann rennt es wüthend herum und wenn es weder Steine noch Bäume am Wege findet, an denen es seine Tollheit auslassen kann, so wühlt es in vollem Laufe Furchen in die Erde und wirft diese grunzend in die Höhe. Dieses Grunzen ist seine gewöhnliche Stimme, nur klingt es heller und stärker, wenn das Thier zürnt, wo es wahrhaft zu fürchten ist. So war jenes Nashorn, das der König von Portugall dem Pabste zum Geschenke sandte, durch seine Wuth auf dem Schiffe, ganz allein daran Schuld, daß das Schiff zu Grunde ging. Doch wird es nicht leicht ohne Veranlassung so wild toben. Still

und sanft war dasjenige, das 1739 aus Bengalen nach London kam. Schlug man es aber, oder brachte man ihm sein Futter nicht pünktlich, dann wurde es entsetzlich böse, sprang aufwärts und rannte gegen die Mauer mit einer Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, die man einer so schweren Masse kaum zugetraut haben würde. Allein es war auch sogleich wieder gut, sobald das Fressen kam. Dieses war allerdings so beschaffen, daß die Leere im Magen nach der Verdauung ziemlich fühlbar seyn mußte. Es bekam alle Tage sieben Pfund Reis mit drey Pfund Zucker vermengt und eine große Menge Heu und frisches Gras, welches Letztere es sehr liebte. Wasser und zwar in ziemlicher Menge war sein Getränk. Der Transport bis London hatte eilftausend Gulden gekostet. Dasjenige, das wir abgebildet vor uns sehen, bekam täglich sechzig Pfund Heu und zwanzig Pfund Brot. Es hatte funfzig Zentner am Gewicht. Einem jungen Nashorn, das man in Paris um Geld sehen ließ, mußten alle Tage 168 Pfund Futter gereicht werden. Es hatte auch das Wein- und Biertrinken gelernt.

Mit allen Thieren lebt das Nashorn in Frie-

de und Eintracht. Und was soll es ihnen auch zu Leide thun, da es weder ihr Fleisch noch ihr Blut liebt? Oft soll es mit dem Lieger in vertraulicher Gemeinschaft gehen. An dem natürlichen Hasse, den es gegen den Elephanten empfinden soll, ist aber so wenig etwas Wahres, als an der Zwietracht zwischen Kamelen und Pferden und an andern Thier = Antipathieen. Denn man sah sie schon öfters in Thiergärten friedlich beyammen. Wahrscheinlich ist Plinius der Urheber jenes Vorgebens, das Nashorn hasse den Elephanten auf den Tod. Allein wie leicht konnte er sich täuschen, da die Römer, die an dem Kampfe zwischen diesen beyden Thieren die größte Freude fanden, sie, ehe der Kampf begann, zur äußersten Wuth reizten. Doch waren die Nashörner, die man zu diesem barbarischen Schauspiel zwang, lauter Afrikanische, wie die alten Denkmähler beweisen. Unerträglich ist dem Nashorn der Anblick eines rothen Kleides. Wüthend stürzt es über den her, der eines anhat, faßt ihn zwischen den Beinen und schleudert ihn Ellen hoch. Aber alle die Stärke und Wuth des gereizten Thieres konnte den furchtlosen, verständigen

Menschen nicht von Versuchen abhalten, es lebendig oder todt in seine Gewalt zu bekommen. Entweder suchen mehrere Schützen zugleich es an den Ohren, den Augen, dem Bauche zu verwunden; oder man gräbt eine Grube, in die ein spiziger Pfahl eingerammelt wird. Mit grünem Gesträuche und Gras wird das alles so überdeckt, daß das nichts besorgende Nashorn hineinstürzen und sich spießen muß. Oder man sperrt ein zahmes Nashorn in eine mit einer Fallthür versehene Hütte. Bald kommt ein wildes, ihm einen Besuch zu machen und ist dann gefangen. Sehr groß ist der Vortheil bey der Nashornjagd, daß dieses Thier nur gerade vor sich hinsehen kann und daß also der, den es verfolgt, nur auf die Seite springen darf, um seiner Wuth zu entgehen. Desto besser aber weiß es sein Gehör zu brauchen, das ungemein leise ist. Bey dem geringsten Geräusche horcht es scharf nach der Gegend hin, woher es kam.

Der Gebrauch und Nutzen des Nashorns ist von keiner großen Bedeutung. Sein Fleisch finden einige schmackhaft, andere sad und schwammig. Selbst die Haut wird in Asien und Afrika

frisch gegessen, das Fett aber als Butter verkauft und gebraucht. Mit der getrockneten Haut überzieht man Panzer und Schilde, auch macht man Spazierstöcke daraus. Aber höher als das Fleisch und die Haut schätzen die Indianer das Horn, das sie dem Elephantenzahn weit vorziehen. Dieß geschieht nicht etwa wegen seiner Tauglichkeit zu Kunstarbeiten, sondern einer wundervollen, innerlichen Kraft wegen, die man ihm zuschreibt. Es soll der Kraft des Giftes widerstehen, und darum wurde es allgemein zu Trinkgeschirren für große Herren verarbeitet. In einem Becher, aus diesem Horn gemacht, wird, wie man versichert, der Wein trüb, und selbst das Messerheft aus Rhinoceroshorn fängt zu schwitzen an, sobald Gift auf die Tafel kommt. Eben darum glaubte auch der gute, aber einfältige König von Siam, Ludwig dem Bierzehnten kein kostbareres Geschenk machen zu können, als sechs solche Hörner, worunter eines, obgleich abgestumpft, doch fast vier Fuß lang war. Nichts ist am Nashorn, von dem die Indianer nicht eine medicinische Kraft zu rühmen wußten, und selbst der Urin und die Excremente desselben sind hiervon nicht ausgeschlossen.

So gewiß es ist, daß bey Menschengedenken kein Nashorn in Rußland gelebt habe, und daß es im dortigen Klima nicht leben könne, so möchte man doch glauben, es hätten dort unzählige ihr Grab gefunden. Denn in Sibirien, an den Ufern der Steppenströme, gegen das Eismeer hin, hat man ganze Haufen Nashornknochen entdeckt. Ja im Jahre 1771 fand man am Flusse Wilni, wo die Erde nie ganz aufthauet, ein zweyhörniges Nashorn, von dem noch Haut und Sehnen übrig waren. Auch in Deutschland, bey Herzberg, am Harze, bey Burgtouna, im Gothaischen und an andern Orten machte man die nähmliche Entdeckung, und das Baireuthsche Naturalien-Cabinet besitzt einen in der Ukraine ausgegrabenen Nashornschedel. Die ungeheuren Skelete, die man im Jahre 1663 und 1728 im Ziwikenberg, bey Quedlimburg, ausgegraben hat, scheinen auch Nashörnern angehört zu haben. Sie waren aber nicht versteinert, sondern in ihrem natürlichen Zustande. Man muß es bedauern, daß Tagelöhner, ohne Kenntnisse, die Entdeckung machten und eine große Menge von diesen Knochen verstümmelt und verkauft hatten, ehe ein Mann von Einsicht

die noch übrigen Trümmer retten konnte. Pallas und Buffon sind der Meinung, nur eine fürchterliche Wasserfluth könne diese Thiere in eine Gegend geführt haben, die ihnen völlig fremd ist. Doch wer will alle Geheimnisse der Natur ergründen, die uns ewig Stoff zur Bewunderung geben wird?

Wir haben schon erinnert, daß sich von diesem Asiatischen Nashorn das Afrikanische (Rh. Africanus, *le Rhin. d' Afrique* 137) nicht bloß durch die zwey Hörner, die ihm den Namen des zweyhörnigen erwarben, unterscheidet; sondern daß eine noch charakteristischere Verschiedenheit Statt finde. Und diese besteht darin, daß das Afrikanische keine Vorder- oder Schneidezähne hat. Selbst sein Anzug ist anders beschaffen, und bey weitem nicht so faltreich und runzlig wie bey jenem. Seine ungemein dicke Haut liegt, die schwachen Runzeln an den Schultern und dem Hintertheile ausgenommen, fast ganz glatt an. Doch ist sie selbst voller Unebenheiten und Warzen, besonders bey größern und ältern Thieren. Im südlichen Afrika, gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hin, ist es zu Hause. Die Feuer-

gewehre der Colonisten haben es etwas tiefer landeinwärts getrieben. Wir verdanken seine nähere Kenntniß Sparrmann und Baillant. Seine Größe hängt von seinem Alter ab. Das kleinste von denen, die Sparrmann maß, hatte sieben Fuß Höhe, zwölfthalb Fuß Länge und zwölf Fuß im Umfange. Es war so schwer, daß, da er es erlegte, fünf Mann nicht im Stande waren es zu ziehen. Auch bey diesem Nashorn gleicht der Kopf einem Schweinskopfe; der Rüssel ist spizig und die etwas plumpe Oberlippe geht über die untere hervor. Tief im Kopfe liegen die Augen und etwas nach hinten gebogen stehen die Hörner, die beyde Geschlechter gemein haben, eins hinter dem andern über der Nase. Das Thier kann sie mit der Haut hin und her bewegen, aber auch vermittelst eines starken Muskels so fest halten, daß sie unbeweglich stehen. Dieß geschieht, wenn es zornig ist. In diesem Falle reißt es mit seinem vordern Horn tiefe Furchen in die Erde, und schleudert beträchtliche Steine fort. Das Vordere ist immer höher als das Hintere, und man fand es schon bis auf zwölf Fuß hoch und von beträchtlicher Dicke. Sie sind aus parallel.

laufenden hornartigen Fibern gebildet. Diese stehen am untern Theile mit ihren spröden Spitzen so hervor, daß die Oberfläche etwas rauh anzufühlen ist; die obere dünnere Hälfte hat die Gestalt eines Ochsenhorns. Die Nahrung dieses Thieres ist bloß aus dem Pflanzenreiche. Man wollte ihm die Stimme ganz absprechen. Allein Bail-
lant hörte es fürchterlich brüllen. Den Tag über liegt es ganz still. Nächtllicher Weile geht es seiner Nahrung nach. Gern wälzt es sich in Sümpfen und Morästen. Von seiner Fortpflanzung, seinen Sitten, seinem Alter, wissen wir noch nichts.

Auch das Nashorn von Sumatra (Rh. Sumatricus, *le Rhin. de Sumatra* 138) scheint eine eigene Art zu seyn. Denn seine zwey Hörner sind in der Form und in der Lage von der vorigen verschieden, in der Gestalt kommt übrigens das Thier mit dem Asiatischen überein. Das größere ist sehr spizig und zurück gebogen und sitzt über der Nase; das kleinere hat eine pyramidalische Form und seine Stelle über den Augen. Beide scheinen dem, der dieses Nashorn zuerst beobachtet hat, William Bell, am Hirsnschedel

befestigt und keiner Bewegung fähig zu seyn. Auch dieses Nashorn hat nicht so weite Hautfalten, wie das Asiatische. Nur an der Brust ist die Haut sehr weit. Die Farbe derselbe ist bräunlich aschgrau, der Bauch fleischfarbig. Noch ist aber dieses Thier viel zu wenig beobachtet, um eine vollständige Beschreibung davon zu geben.

Was man vollends aus dem Sukotyro (139) machen soll, dessen Kenntniß man dem Reisenden Niewhof verdankt, wissen wir nicht. Seiner Gestalt nach glaubten wir ihn zwischen das Nashorn und das Flusspferd stellen zu müssen, zumahl da er vielleicht das letztere näher angehen könnte, als sein Beobachter ahndete. Er beschreibt es so groß, wie einen Ochsen. Der Rüssel soll einem Schweinsrüssel gleichen, die langen herab hängenden Ohren zotig seyn, die Augen aber beständig in die Höhe gerichtet stehen und sich von den Augen aller vierfüßigen Thiere unterscheiden. An beyden Seiten des Kopfes geht etwas hervor, bey dem man ungewiß ist, ob man es Hörner, oder Zähne nennen soll. Wie sie beschaffen seyn, ob sie oben oder unten stehen, und wie sonst das Gebiß aussehe, das wird nicht

gemeldet. Daß eine so oberflächliche Beschreibung nicht hinreiche, um ein Thier zu charakterisiren, fällt von selbst in die Augen. Höchst auffallend wäre es, wenn ein so merkwürdiges Thier seit mehr als einem Jahrhundert, denn so lange ist es, daß Europäer auf Java wohnen, sich ihren Blicken zu entziehen gewußt hätten, so daß nun erst Riewhof die Ehre, es zu entdecken, vorbehalten gewesen wäre. Ist er im Zeichnen nicht stärker, als in naturhistorischen Beschreibungen, so kann unser Sukotyro etwas gewesen seyn, das wir längst schon kennen, und bey dem nur die Schwierigkeit Statt findet, unter einem solchen Gewande den alten Bekannten, zu dem wir jetzt so gleich kommen werden, wieder zu erkennen.

 Tab. L.

Flußpferd. Hippopotamus.

 Das Nil-Pferd (140).

Noch eine Gattung aus der Ordnung der nur dünn behaarten Ungeheuer mit plumpen Füßen ist uns in dem Flußpferd übrig. Sein Gebiß ist sehr ausgezeichnet. In beyden Kinuladen befinden sich

136



137



138



139

